

**HEYNE <**



ELSPETH  
COOPER

W<sup>DIE</sup>ILDE  
JAGD

ROMAN

Aus dem Englischen von  
Michael Siefener

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe  
TRINITY RISING – THE WILD HUNT BOOK TWO



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 03/2013  
Redaktion: Uta Dahnke  
Copyright © 2012 by Elspeth Cooper  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52802-4

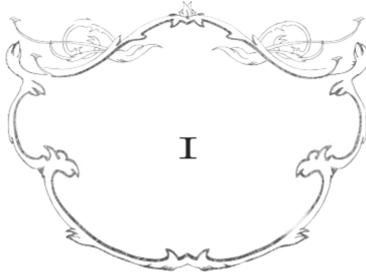
[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)



[www.twitter.com/HeyneFantasySF](http://www.twitter.com/HeyneFantasySF)  
@HeyneFantasySF

*Für Rob.  
Er weiß, warum.*





Staubflöckchen sprengelten die Luft wie eine Wolke blasser Schmetterlinge. Mit dem silbernen Kelch in der Hand schritt Savin durch sie hindurch und zog mit einer knappen Bewegung der anderen Hand den Schleier hinter sich zu, als ob er eine Gardine vor ein Fenster zöge, das auf eine sonnenbeschienene Terrasse ging. In seinen Fingerspitzen prickelte es, ein Schauer überlief ihn, und das Gewebe war wieder heil, als wäre es nie in Unordnung gebracht worden.

Das war ein nützlicher Trick. Er erlaubte ihm, sich frei an Orten zu bewegen, an denen es unklug war, zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, und er beeindruckte die Leichtgläubigen. Wie die Marktschreier und Trickbetrüger nur zu gut wussten, war ein wenig Effekthascherei Gold wert.

Ein Staubflöckchen nach dem anderen verblasste in dem Zwielicht um ihn herum, und er runzelte die Stirn. Das Turmzimmer in Renngalds Burg hätte nicht so dunkel sein dürfen und auch nicht so kalt, dass ihm der Atem vorm Mund stand. Selbst nach der spätsommerlichen Hitze von Mesarild nicht. Er spürte die Kälte kaum, obwohl er hatte lernen müssen, sie zu ertragen, denn im Gegensatz zu seinen Gastgebern stammte er nicht hier aus dem hohen Norden. Doch die Feuchtigkeit war schädlich für die Bücher, sodass er ihretwegen ein Feuer im Kamin angezündet hatte. Inzwischen allerdings war es ausgegangen, und von der

Dienerin, die sich um es hatte kümmern sollen, war weit und breit nichts zu sehen.

Wo war dieses nutzlose Geschöpf? Er schickte einen Gedanken durch die Schlaf- und Vorratskammern der Burg auf die Suche und entdeckte sie schließlich in der stinkenden Wärme des Schweinestalls, wo sie mit geschlossenen Augen und hochgeschobenen Röcken über einer Hürde lag, während ein Jüngling mit strähnigem Haar sie mit ganzer Kraft stieß.

Gereizt schnalzte Savin mit der Zunge. Gold hatte offensichtlich nicht ausgereicht. Das Mädchen musste ersetzt werden. Die Anschaffung seiner Bücher hatte ihn so viel Zeit und Mühe gekostet, dass er sie nicht an den Schimmel verlieren wollte, nur weil eine dumme Schlampe weniger an ihren Pflichten als daran interessiert war, von einem Schweinehirten gerammelt zu werden, bis sie quiekte.

Er schnippte mit den Fingern, und die Holzscheite im großen Kamin fingen Feuer. Mit einem weiteren Gedanken entzündete er die Lampen an der Wand, und die Schatten wurden in die Ecken zurückgedrängt. Trotz der auf Hochglanz polierten tyranischen Möbel und der dicken arkadischen Teppiche ließ es sich nicht leugnen, dass dieser Raum in einer Festung lag. Zwischen den feinen Wandteppichen lugten Kragsteine aus Granit hervor, und auch der verschwenderisch drapierte Samt vermochte nicht darüber hinwegzutäuschen, dass die Fenster kaum mehr als Schießscharten waren. Zwar gab es hier weder exquisite Wandschirme aus Holz noch parfümierte Seide wie in seinen Gemächern in Aqqad, doch es war ein recht angenehmer Arbeitsplatz – wenn man nur nicht immer so weit hätte reisen müssen, um eine gute Flasche Wein zu bekommen!

Er hob den Kelch und schwenkte ihn, wobei er den Duft des Weins einatmete. Es war ein tyranischer Roter aus dem Tiefland, dunkel und kräftig wie Blut. Kein hervorragender Jahrgang, aber ziemlich gut und sicherlich besser als alles, was seine Gastgeber

zu bieten hatten – nichts als Met oder dieses dünne, bittere Bier, das sie hier brauten und von dem er nur einen sauren Magen und Kopfschmerzen bekam. Er verzog die Lippen vor Abscheu. Hier im hohen Norden war guter Wein eine der Gaben der Zivilisation, die er am schmerzlichsten vermisste.

Eine Veränderung im Gewebe der Stille zeigte ihm an, dass er nicht länger allein war. Das Knacken und Zischen im Kamin war von einer angespannten Stille abgelöst worden, die sich plötzlich wie ein Grab aufgetan hatte.

Mit dem Kelch an den Lippen drehte er sich um. Der Spiegel stand mitten auf dem Tisch, von einem Samttuch verdeckt. Es war unmöglich, dass ein unbelebter Gegenstand einen ansah, doch tat der Spiegel genau das. Er zog Savins Aufmerksamkeit auf sich, schwankte zur Seite und kam gleichzeitig näher, als ob Savin von einer ungeheuer hohen Klippe auf ihn hinunterschaute.

Savin nahm einen Schluck Wein und zog das Tuch weg. Der Spiegel war nicht größer als der einer Dame auf ihrem Toilettentisch, wenn man von dem verwirrend gestalteten Silberrahmen absah, der sich unter dem Blick zu bewegen und in mehr Dimensionen als die bekannten drei auszudehnen schien. Innerhalb des Rahmens herrschte vollkommene, absolute Finsternis. Es gab keine Oberfläche, die Licht oder Farben hätte widerspiegeln können, und doch brodelte es in ihr.

*Wir warten*, hauchte eine Stimme, die so kalt und prickelnd wie Raureif war. *Hast du sie gefunden?*

»Noch nicht.«

*Eine erneute Verzögerung*. In der Finsternis regte sich wieder etwas; es war wie eine Kräuselung in einem Tintenfass. *Unser Meister wird ungeduldig*.

Für ein Geschöpf außerhalb der Zeit schien ihr Meister das Vergehen derselben sehr deutlich zu spüren. »Der Wächter hat einen neuen Schüler.«

*Unwichtig*.

»Vielleicht.« Er nippte an seinem Wein. »Vielleicht auch nicht.«  
*Du hast uns gesagt, dass die Wächter wie ausgebrannte Kerzen sind, von keinerlei Bedeutung.*

»Vielleicht war ich ...« Er hasste den bitteren Beigeschmack des Eingeständnisses. »... etwas zu voreilig.«

Schweigen. Dann: *Dieser Schüler macht dir Sorgen.*

»Er lässt es nicht zu, dass ich in ihm lese«, sagte Savin, »und ich wüsste gern, womit ich es bei ihm zu tun habe. Ich mag keine Überraschungen.« Er schwenkte den Rest des tylianischen Rotweins noch einmal in dem Kelch und schaute grübelnd in die roten Tiefen. Alderan war wieder unterwegs. Der alte Wichtigtuer plante zweifellos etwas, aber was? Das war das Rätsel, und Rätsel waren dazu da, gelöst zu werden.

*Der Schüler war vorgewarnt.*

Das war unwahrscheinlich. Es war nicht die Art des alten Mannes, Antworten auf Fragen zu geben, bevor sie gestellt wurden. Außerdem hatte er nicht wissen können, dass sein jüngster Schüler so schnell unter Beobachtung geraten würde. Was führte er im Schilde?

»Es gab keinen Grund für ihn, sich auf unser Treffen vorzubereiten. Es war reiner Zufall. Ich war in Mesarild und habe gespürt, dass der Wächter etwas webte. Ich wollte wissen, was es war.«

Für gewöhnlich war der alte Mann vorsichtiger mit seinen Farben, und so hatte Savin seinen Besuch beim Weinhändler abgebrochen und war ihnen zuerst bis zu einem unauffälligen Haus gegenüber der Halle der Schneiderzunft und dann zu einer Taverne in der Altstadt gefolgt, und was er dort vorgefunden hatte, war ... bemerkenswert gewesen.

So oft beherrschte der Zufall das Leben der Menschen. Eine Spielkarte wurde umgedreht, eine Münze fiel, und ganze Reiche gingen unter. Ein Lächeln hob Savins Mundwinkel. Das war ein passendes Bild.

*Etwas belustigt dich.*

»Ich bin neugierig auf ihn. Er war sehr vorsichtig. Alles, was er über sich selbst sagen wollte, war, dass er einem Zusammenstoß mit der Kirche entkommen ist, und seine linke Hand war verbunden. Falls ich mich nicht sehr irre, weiß er, was er ist.« Er war wie ein Niemand gekleidet, aber er hatte das Betragen und die Haltung eines Mannes an den Tag gelegt, der sich vor niemandem beugte. Was immer er war, man musste ihn im Auge behalten.

*Also stellt er eine Bedrohung dar.*

»Er ist eher ein weiteres Element des Rätsels. Der Wächter hätte sich niemals so weit von den Inseln entfernt, nur um jemanden mit einer unbedeutenden Gabe zu unterstützen. Er war aus gutem Grund in Mesarild.« Mit einem Mal kam Savin ein Verdacht. Vielleicht war dieser Junge der Grund dafür. Das wäre noch bemerkenswerter.

Er spann den Gedanken weiter. Alles Besondere war kostbar, und alles Kostbare machte verwundbar. Es machte schwach. Und Schwäche konnte man ausnutzen. Es war wie beim Öffnen einer Auster – man musste bloß wissen, wo das Messer anzusetzen war.

*Du hättest ihn zu uns bringen sollen. Er muss unsere Fragen beantworten.*

»Eure Befragungen haben es für gewöhnlich an sich, dass man nicht von ihnen zurückkehrt – es sei denn als Schweinefutter«, sagte Savin scharf, denn ihr Einwurf ärgerte ihn. »Für mich könnte er hingegen noch nützlich sein.« Zum Beispiel wäre es möglich, dass Savin durch ihn an diesem verdammten Schutzzauber vorbeikam.

*Das sind Ausflüchte. Die Finsternis im Spiegel brodelte. Wir haben ein Abkommen mit dir. Wir haben dich gelehrt, was du wissen wolltest. Wir erwarten Fortschritte.*

»Ich habe Fortschritte gemacht. Ich stehe kurz davor, zu finden, was ihr sucht.«

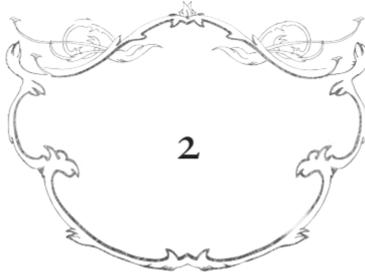
Das Zucken des Silberrahmens wurde wilder, und die sich

ständig verändernden Umrisse machten Savin noch nervöser. Fangzähne leuchteten in ihnen auf, und Kiefer schnappten zu.

*Mach weitere Fortschritte. Finde sie. Die Geduld unseres Meisters ist nicht grenzenlos.*

Savin kippte sich den Rest des Weins in die Kehle und schluckte. »Ich habe die Bedingungen unserer Übereinkunft nicht vergessen.«

*Das ist gut. Denn wenn du sie vergessen hättest, wären die Auswirkungen ... unangenehm für dich.* Die Schwärze im Spiegel bestand nun aus Schatten, die sich in unablässiger, endloser Bewegung befanden, düster wie ein Gewitterhimmel. *Beeile dich, Mensch. Das Königreich wartet.*



Der Tradition entsprechend, hielt Drwyn bei einsetzender Abenddämmerung eine Fackel an das Zelt seines Vaters. Die Flammen leckten zögerlich an dem bemalten Leder, als ob sie seltsame neue Nahrung kosteten, dann fanden sie Gefallen daran, sprangen hoch und verzehrten es. Nach wenigen Minuten stand der Scheiterhaufen in hellem Glanz; das Feuer zuckte und wand sich im unablässigen Ostwind. Drwyn warf die Fackel in die Flammen und trat von der sengenden Hitze zurück. Am Morgen würde alles vorbei sein.

Ein Seufzen ging durch den versammelten Clan. Aus den Augenwinkeln sah Drwyn, wie die schattenhaften Gestalten zurückwichen und mit der Dunkelheit zwischen den Zelten verschmolzen, während andere nach vorn kamen. Zwanzig Krieger würden zusammen mit ihm Wache stehen, einer für jedes Jahr der Herrschaft seines Vaters. Sie bildeten einen groben Kreis um den Scheiterhaufen; ihre Gesichter waren in dem orangefarbenen Licht jeglicher Identität beraubt und von scharfen Schatten umrahmt. Ihre Speere standen aufrecht vor ihnen, und sie würden hierbleiben, bis entweder das Feuer erlosch oder die Sonne aufging.

Das Zelt brach unter einem plötzlichen Auflodern der Flammen in sich zusammen. Der Leichnam des alten Mannes und die Grabbeigaben, die um ihn herum aufgeschichtet waren, lagen ununterscheidbar im Herzen des Feuers. Am nächsten Morgen

würde nichts mehr da sein außer Asche und einigen versengten Metallstücken sowie geborstener Töpferware. Es war wenig für einen Mann, der sein Volk zwei Jahrzehnte lang geführt und zugehört hatte, wie es unter seiner Herrschaft gewachsen und gedeihen war.

Die letzten Jahre waren gut zu den Crainnh gewesen. Die Elche hatten sich prächtig entwickelt und mehr Jungtiere hervorgebracht als je zuvor, und die Flüsse hatten von den vielen Fischen silbrig gegläntzt. Sogar die Winter schienen weniger kalt gewesen und später gekommen zu sein, und sie schienen nicht so lange gedauert zu haben, obwohl die Ebene noch immer die Hälfte des Jahres über mit Schnee bedeckt war.

Diese gute Zeit hatte Drwyn das Warten besonders schwer gemacht. Sein Vater war bei bedauerlich guter Gesundheit gewesen und schien mit jedem Winter nicht schwächer, sondern stärker zu werden. Aber Ytha hatte Drwyn zur Geduld geraten und gesagt, er solle abwarten. Und obwohl es drei Jahre gedauert hatte, während derer Drwyn das Haupt gesenkt gehalten und sich immer wieder auf die Zunge gebissen hatte, war ihm am Ende doch sein Wunsch gewährt worden. Der alte Bussard hatte zwischen den Schenkeln eines fünfzehnjährigen Mädchens seinen letzten Atemzug getan. Maegern hatte seine Seele in die Halle der Helden geführt, wo er nun zu ihrer Rechten saß und *Uisca* aus einem silbernen Becher trank. Und endlich würde Drwyn jetzt der Häuptling sein.

*Alles zu seiner Zeit, Jüngling*, sagte eine Stimme in seinem Hinterkopf.

Ytha beobachtete ihn durch das Feuer hindurch. Ihr Blick strich wie ein eisiger Wind über sein Gesicht und zerstreute den Hitzedunst zwischen ihnen, bis ihr Gesicht so klar zu erkennen war, als ob sie sich unmittelbar vor ihm gestellt hätte.

Drwyn blinzelte erstaunt und biss die Zähne zusammen, als er begriff, dass er einem ihrer Tricks erlegen war. Ihre sonnenge-

bräunte Stirn legte sich in Falten, als sie eine Braue hob und spöttisch die Mundwinkel verzog. Es war, als ob sie seine Geheimnisse kennen und dies sie belustigen würde. Er biss die Zähne noch fester zusammen. Er würde den Blick nicht abwenden.

Ythas Mundwinkel zuckten wieder. Sie lachte ihn aus, verdammt! Bei der dunklen Göttin, das würde er nicht dulden!

Ihre grünen, nun zu Grau verblassten Augen starrten ihn in der Dunkelheit an und zeigten nun keine Spur von Belustigung mehr. Sie waren so hart wie Achate und so scharf wie Frost. *Vergiss nicht, wer hier der Königsmacher ist, Drwyn. Der Halsring der Crainnh gehört dir noch nicht.*

Er schluckte. Seine Hände waren schweißnass, aber es gelang ihm nicht, sie an seiner eng anliegenden Hose abzuwischen. Ythas Gegenwart in seinem Kopf war wie ein Gewicht, das gegen sein Hirn drückte. Er konnte sich ihr genauso wenig widersetzen, wie er fliegen konnte.

*Schon besser, sagte sie. Du musst geduldig sein, mein Jüngling. Alles kommt zu seiner Zeit. Morgen wirst du der Häuptling sein und bald der Häuptling aller Häuptlinge. Aber noch nicht. Du musst warten, bis die Frucht reif ist, bevor du zubeißt.*

Welliges Haar, eher weiß als rötlich, wehte ihr ins Gesicht. Sie hob die Hand und schob es zurück, und dabei flammte der Sternensaatstein in ihrem Ring im Feuerschein so hell auf wie ein Winterstern. Dann erlosch er, wie auch ihre Gegenwart in seinen Gedanken verlosch.

Drwyn atmete langsam aus. Hier war er, der Mann und Krieger, der in wenigen Stunden zum Häuptling des Wolfclans ernannt werden würde. Er sollte keine Angst vor einer Frau haben. Aber alle im Clan, einschließlich seines verstorbenen Vaters, unterhielten sich nur im Flüsterton und traten behutsam auf, wenn die Sprecherin in der Nähe war. Bei ihm war es genauso. Die Mächte, über die sie gebot, ließen ihm das Mark in den Knochen gefrieren.

Doch er brauchte diese Mächte genauso wie ihren Rat. Daran

gab es keinen Zweifel; ohne sie würde er niemals zum Häuptling aller Häuptlinge werden. Mit ihr hingegen war alles möglich, und schon am kommenden Morgen würde es beginnen.

Die Crainnh begingen Drwys Wahl zum Häuptling mit einem Fest. Zwanzig Elche wurden geschlachtet und an Spießen geröstet, und die Jäger fingen ganze Körbe voller Fische und Vögel. Jede Frau des Clans backte oder braute oder leistete einen anderen Beitrag zu den Feierlichkeiten. Ein großes Feuer wurde auf der Asche des Scheiterhaufens entzündet, um das der neue Häuptling, seine Krieger und die Clanältesten ihre Becher auf Drws heimgegangenen Geist erhoben, bevor sie einen Trinkspruch auf die kommenden Ruhmestaten seines Sohnes ausbrachten.

Doch Ytha runzelte die Stirn. Die ausgesuchten Fleischstücke lagen unangerührt auf ihrem Holzteller, während sie mit verschränkten Beinen auf einem Kissen saß und die Frauen des Clans dabei beobachtete, wie sie ihren Männern Brot und Bier reichten. Insbesondere sah sie einer bestimmten jungen Frau zu. Gelegentlich nahm sie einen Schluck aus ihrem Becher, doch die meiste Zeit beobachtete sie nur.

Nun, da Drw und sein Mangel an Ehrgeiz zu Asche geworden waren, hätte sie eigentlich in Feierlaune sein sollen, aber sie war es nicht. Es war bisher nur ein einziges Hindernis aus dem Weg geschafft, und es gab keine Garantie dafür, dass nicht noch weitere Fallstricke und Gefahren auf sie warteten, die auch den besten Plan zunichtemachen konnten. Beständig musste sie auf das achtgeben, was sich im hohen Gras verbergen mochte.

Drwyn warf einen Knochen ins Feuer und rieb sich die fettigen Finger an der Hose ab. »Was macht dir Sorgen, Ytha?«

»Das Mädchen dort drüben.« Sie deutete mit dem Kopf auf die undeutliche Gestalt, die auf der anderen Seite des Feuers umherging und einen Korb auf ihrer Hüfte balancierte. »Siehst du sie?«

Es gab wenig zu sehen außer ihrem braunen Haar und einem

hellen Kleid. »Ich sehe sie«, grunzte Drwyn und griff nach seinem Becher. »Sie war in der Nacht, in der mein Vater gestorben ist, in seinem Bett.«

»Das war es, was ihn umgebracht hat.«

»Wirklich? Mein Vater hat nach dem Tod meiner Mutter mindestens ein Dutzend Dirnen wie sie genommen. Eine musste schließlich die Letzte sein.«

Bereits vor dem Tod seiner Mutter hatte es viele Frauen im Leben seines Vaters gegeben: zufällige Begegnungen, warme Betten in kalten Nächten, aber keine war wie diese hier gewesen, und keine hatte er so lange für sich behalten.

»Sie könnte irgendwann eine Bedrohung für uns werden«, sagte Ytha. »Sie hat eine Aura, die ich nicht lesen kann.«

»Und das soll gefährlich sein?« Er lachte. »Du erschrickst vor Schatten.«

»Vielleicht.« Ytha schürzte nachdenklich die Lippen, ehe sie die Frage stellte, die sie schon den ganzen Tag wie ein Dorn im Schuh quälte. »Was ist, wenn dein Vater noch einen Sohn hat?«

»Drw ist tot. Und auch alle seine Söhne sind tot – außer mir.«

»Aber er hat seinen *Daigh* zwei ganze Jahreszeiten über in diese junge Frau gesteckt! Was ist, wenn sie schwanger ist?« Ytha deutete auf das Mädchen, das gerade Brotstücke verteilte. »Was ist, wenn sie ein Kind austrägt?«

»Mein Vater war zu alt, um noch Bastarde zeugen zu können«, höhnte Drwyn. »Außerdem wäre ein solcher keine Bedrohung für mich. Ich würde ihn mit der linken Hand erwürgen.«

»Ich bezweifle nicht, dass du das könntest. Immer vorausgesetzt, sie lässt dich in seine Nähe. Sie ist zwar jung, Drwyn, aber nicht dumm.« Dieser Mann war eine Plage. Immer wollte er erst handeln und dann denken. Er zog die Stirn kraus, als er ihren Tadel hörte, und Ytha mäßigte ihren Ton.

»Das Alter schwächt nur den Stängel, nicht aber den Samen«, sagte sie. »Seit dieses Mädchen die Bettgenossin deines Vaters

war, ist sie vor mir zurückgeschreckt. Falls sie tatsächlich ein Kind trägt und genügend Krieger glauben, dass es von Drw stammt, könnte es den Clan spalten.«

Die Kriegshauptmänner mussten jeden neuen Häuptling einstimmig küren, so wie die Häuptlinge einstimmig hinter dem Häuptling der Häuptlinge stehen mussten. Wenn das nicht geschah, wäre Ythas ganzes Planen umsonst gewesen.

»Ja, das Clangesetz, ich erinnere mich«, sagte er und machte eine ungeduldige Handbewegung. Offensichtlich ärgerte es ihn, daran erinnert zu werden. »Kannst du herausfinden, ob sie schwanger ist?«

Das war möglich, aber dazu müsste sie sich in die junge Frau versenken – und falls diese tatsächlich glaubte, den Sohn des toten Häuptlings in sich zu tragen, würde sie Ytha nicht einmal eine flüchtige Berührung erlauben. Wenn Ytha bloß ihre Aura lesen könnte!

»Ja, ich kann es herausfinden, aber ich habe eine bessere Idee. Wenn diese junge Frau wirklich eine Bedrohung darstellt, dann hätte ich sie lieber dort, wo ich sie beobachten kann. Ich werde sie heute Nacht zu dir schicken. Wenn du ein paarmal mit ihr schläfst, können wir jedes Kind, das sie vielleicht gebiert, als deines ausgeben. Du siehst deinem Vater so ähnlich, dass es glaubhaft sein wird.«

Drwyn grinste. »Wenn ich mich recht erinnere, ist sie hübsch.«

Dabei musste ein Mädchen bloß erträglich sein, um seinen *Daigh* steif werden zu lassen. Zumindest in dieser Hinsicht war er ein wahrer Sohn seines Vaters. »Oh, sie ist sehr schön, Drwyn. Ihre Augen haben die Farbe von Glockenblumen, und ihre Lippen sind wie reife Beeren, die nur darauf warten, gepflückt zu werden. Ich glaube, du wirst sie genießen.« Ytha trank einen großen Schluck Bier. »Und jetzt ist es an der Zeit, dass du zu ihnen sprichst. Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe.«

»Wie könnte ich das vergessen?«, grunzte er und erhob sich.

Sein Mund zuckte, als er den letzten Rest des sauren Biers hinunterschüttete.

Sie zog die Stirn kraus. Drwyn mochte es nicht, wenn man ihm sagte, was er zu tun hatte. Er konnte es auch dann nicht ertragen, wenn es zu seinem eigenen Besten war. »Sei vorsichtig, mein Häuptling«, mahnte sie leise, aber deutlich.

Er starrte sie mürrisch an. Seine Augen wirkten schwarz im Feuerschein, aber sie loderten wie Glut. Er warf seinen Becher ins niedergetretene Gras und machte eine spöttische Verbeugung vor ihr. »Ja, Sprecherin.«

Ytha packte ihn mit ihrem Geist, als legte sie Fesseln um seinen Brustkorb. Er machte den Mund auf und wollte etwas sagen, aber sie presste ihm den Atem aus dem Leib.

»Verspote mich nicht, Drwyn. Du weißt, dass ich dich zu allem machen kann, was du willst. Du solltest nicht vergessen, dass ich dir alles genauso leicht wieder nehmen kann. Hast du mich verstanden?«

In seinen dunklen Augen lag noch immer Streitlust. Ytha packte ihn fester. Er rang nach Luft, und die unsichtbaren Fesseln drückten ihm die Arme gegen die Seiten. Sein Gesicht hatte die rotfleckige Farbe einer verdorbenen Leber angenommen, als schließlich Panik die Oberhand über seine Sturheit gewann und er den Kopf neigte.

Sie ließ ihn los und sah befriedigt, wie er ein wenig taumelte. »Hast du mich verstanden?«

»Ja, Sprecherin«, keuchte er und atmete tief ein. Ytha nahm ein Stück Fleisch von ihrem Teller und biss hinein, dann lehnte sie sich zurück.

»Ich bin froh, dass wir uns jetzt verstehen«, sagte sie. Seine Miene war hart und ausdruckslos, und er wirkte nicht im Mindesten reumütig. Seine Augen funkelten. Sie nahm noch einen Bissen. »Ich fände es traurig, wenn etwas nur wegen eines Missverständnisses schiefgehen würde.«

»Nichts wird schiefgehen, Sprecherin. Du kannst mir vertrauen.«

»Kann ich das?«

Obwohl sich alles in ihm dagegen zu sträuben schien, sagte er barsch: »Das kannst du.«

»Dann gibt es zwischen uns keine Missverständnisse mehr?«

»Keine.«

»Gut.«

Sie beendete ihr Mahl und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. Obschon er unablässig die Hände zur Faust ballte und wieder entspannte, war sein Blick ruhig und hielt dem Ihren stand. Nicht viele Crainnh konnten das – und noch weniger würden es freiwillig tun. Erst recht nicht, wenn sie schon einmal Ythas Unmut zu spüren bekommen hatten.

Drwyn war so feurig, wie sein Vater im selben Alter gewesen war. Er war heißblütig, wollte sich selbst beweisen und war zu ungeduldig, um Lehren anzunehmen. Während die Zeit Ythas Ehrgeiz hatte wachsen lassen, war Drw fett und alt geworden und hatte die Dinge auf sich beruhen lassen, solange es ihm passte. Nun baute sie ganz darauf, dass der Sohn erreichte, was der Vater nicht mehr hatte erreichen wollen. Wenn er nur lernte, sein Temperament zu zügeln!

Ytha wischte sich über den Mund und schob den Teller beiseite. Verärgerung zeigte sich auf Drwyns Gesicht, als sie ihren Becher hob und langsam trank, wobei sie den Blick nicht von ihm abwandte. Einer der ersten Schritte zur Weisheit war Geduld, und die würde sie ihm beibringen, und wenn es das Einzige sein sollte.

Als ihr Becher leer war, stellte sie ihn sorgfältig auf den Teller, stand auf und richtete ihre Gewänder.

»Die Kriegerschar wartet, Sprecherin«, sagte er schließlich ruppig, aber bescheiden. »Darf ich gehen?«

Ytha nickte. »Du darfst. Du weißt, was du zu ihnen sagen sollst.«

Sie streckte die Hand aus; ihr Ring glitzerte im Feuerschein. Drwyn zögerte nur einen Herzschlag lang, bevor er aufs Knie sank und ihre Hand gegen seine Stirn presste. Sie unterdrückte ein Lächeln. Also war der Junge doch zu einer gewissen Selbstbeherrschung in der Lage. Wie schade, dass er in den letzten drei Jahren nur so wenig davon gezeigt hatte.

Ytha sah zu, wie er in den Kreis des Feuerscheins trat. Sobald seine Krieger ihn bemerkten, sprangen sie auf, auch wenn einige von ihnen nicht mehr ganz standfest waren und sich an ihren Kumpanen festhalten mussten. Bald ging der künftige Häuptling der Crainnh in der brüllenden, ihm auf den Rücken klopfenden Horde unter, deren Jubel in den Nachthimmel stieg.

Sie blieb nicht, um der Rede zu lauschen. Sie hatte sie in der letzten Woche oft genug gehört, da sie Drwyn dazu gezwungen hatte, sie immer wieder zu üben, bis er sie auswendig konnte. Außerdem brauchte es nicht viel, um die Crainnh zu beeinflussen. Drws Gesicht war allen noch in deutlicher Erinnerung, und ein paar gute Worte sowie die Familienähnlichkeit würden den Rest besorgen.

Nein, die wirkliche Prüfung würde erst auf der Versammlung stattfinden, wenn der Silbermond das nächste Mal neu aufging. Dann würde er vor den anderen Clanhäuptlingen sprechen müssen, und es würde mehr als nur einer Familienähnlichkeit bedürfen, diese Männer hinter sich zu bringen.

Bis dahin jedoch war es noch eine Weile. Der Silbermond, den sie den Wandermond nannten, nahm gerade erst ab; ihnen blieb viel Zeit. Jetzt musste sie ihm erst einmal eine Frau besorgen. Ytha zog ihren Polarfuchspelz um sich und trat hinaus in die Finsternis.



Teia hob den Kessel mit einem gegabelten Stecken vom Feuer und goss seinen Inhalt in einen Kübel, wobei sie aufpasste, dass sie sich nicht selbst nass spritzte. Dann füllte sie den Kessel aus einem anderen Kübel neu und setzte ihn wieder auf das Feuer.

In Gedanken teilte sie den Turm aus fettigen Holztellern neben sich in zwei Hälften. Noch ein Kübel, und der Abwasch wäre erledigt, der Göttin sei Dank. Ihre Hände waren rot vom Spülen, und die Fingerspitzen waren vom Abscheuern des eingetrockneten Fetts beinahe taub.

Sie versenkte einen Stapel von Tellern in dem Kübel mit dem heißen Wasser und nahm den Scheuersand. Sie hatte den Überblick verloren, wie viele Teller sie bereits abgespült hatte, und sie hatte noch nicht einmal ihr eigenes Abendessen eingenommen. Alle anderen unverheirateten Mädchen hatten das Ihre schon bekommen und waren nacheinander weggegangen, um den jungen Kriegern beim Schaukampf zuzusehen. Sie, die Pflichtbewusste, war allein zurückgeblieben und erledigte sowohl die Arbeit der anderen als auch ihre eigene. Seufzend hielt sie den nächsten Teller gegen das Licht und suchte nach Schmutzresten, die ihr entgangen sein mochten, dann stellte sie ihn beiseite. Der Abwasch erledigte sich dadurch nicht schneller, dass sie sich über die Faulheit der anderen ärgerte, aber sie würde dafür sorgen, dass ihre Mütter am nächsten Morgen davon erfuhren.

Als das Wasser allzu schmutzig geworden war, hielt sie einen Finger in den Kessel. Lauwarm. Ihr blieb noch genug Zeit, um frisches Wasser zu holen. Mit einem Kübel in jeder Hand trat sie aus dem Kreis der Zelte und begab sich zum Fluss.

Allmählich verloren sich das Fauchen des Feuers und das lärmende Gelächter der Kriegerschar in den wispernden Nachtlauten der Ebene. Der Wandermond stand noch fast voll am Himmel. Er schien silbern auf das hohe Gras, sodass sie beinahe so deutlich wie am Tage sehen konnte. Aus Gewohnheit ging sie einige Schritte flussabwärts, wo sie die Kübel ausleerte, ehe sie sich wieder zu den seichten Stellen weiter oben am Ufer begab und sie neu füllte.

Das Wasser war angenehm kühl an ihren wunden Händen. Sie sah sich um, ob jemand bemerkte, dass sie sich gerade vor ihren Pflichten drückte, dann kniete sie nieder und steckte die Arme bis zu den Ellbogen ins Wasser. Wunderbar. Der Sand auf dem Grund war so weich wie feine Wolle. Die Haare fielen ihr ins Gesicht und blendeten alles außer dem schwachen Mondschein aus, der wie Glühwürmchen im gekräuselten Wasser gefangen war.

Sie verharrte so lange in dieser Haltung, wie ihre schmerzenden Schultern es ertrugen, dann setzte sie sich ans Ufer und trocknete ihre Hände am Rocksäum. Niemand würde sie vermissen, wenn sie noch einen Moment blieb. Nach dem Rauch und Gestank des Lagers war die Brise auf der Ebene sehr erfrischend. Alles, was sie in den vergangenen zwei Tagen gerochen hatte, waren Elchfett und Asche gewesen.

Teia schaute hinüber zum Feuer. Armer Drw. Jetzt war er in die Halle der Helden gegangen und speiste mit seinen Ahnen. Für ihn hatte es keinen glorreichen Tod auf dem Schlachtfeld gegeben, aber sein Schatten hatte trotzdem viel zu erzählen. Begleitet vom Seufzen einer Frau, war er zu Maegern getragen worden.

*Ich bin müde, Teia. Ich glaube, ich werde lange schlafen.*

Tränen stachen ihr in den Augen, und sie blinzelte sie weg.  
*Lebewohl, mein Häuptling.*

Trotz des Windes hörte sie das Blöken der Dudelsäcke und das Dröhnen einer Trommel. Eine Reihe von Gestalten hob sich wie Zacken gegen den Feuerschein ab; Männer und Frauen hatten sich untergehakt und taumelten trunken im Tanz. Heute Nacht würden Versprechungen gemacht und zweifellos Mädchenherzen gebrochen werden, lange bevor es zu einer Ehe kam.

Eine Ehe. Dieser Gedanke hinterließ einen Schmerz in ihrer Magengrube, der heftiger war als ihre Trauer um Drw. Ihre Mutter Ana hatte schon wieder mit ihrer Tante über den Heiratsmarkt gesprochen und dabei nicht bemerkt, dass Teia sie hören konnte, während sie sich ausrechneten, welchen Preis man für Teia auf der Versammlung erzielen könnte. Danach hatte sich Teia in den Schlaf geweint. Am nächsten Morgen hatte sie ihre Zukunft im Wasser vorhersagen wollen und nur Wolken gesehen.

Teia schaute sich um und biss sich auf die Lippe. Sie war allein mit dem rauschenden Gras und dem Gluckern des Flusses. Niemand war so nahe bei ihr, dass er sie hätte sehen können, selbst wenn sie vielleicht bereits vermisst wurde. Da die Versammlung immer näher rückte – sie würde in zwei Wochen stattfinden –, musste sie wissen, was sie dort erwartete.

Sie zog einen der Kübel zu sich heran. Als sich das Wasser darin beruhigt hatte und die silberne Scheibe des Wandermondes ruhig in der Mitte schwamm, legte sie beide Hände auf den Rand und schloss die Augen. Dann suchte sie die Musik in ihrem Innern.

Zuerst reagierte sie nur schwach, ehe sie plötzlich Teias Hirn geradezu flutete. Rasch zähmte sie die Musik, verengte deren Fluss, bis es nur noch ein Tröpfeln war, und schließlich ließ Teia sie aus sich heraus. Bläuliche Funken zuckten über ihre Finger und huschten über den Wasserspiegel. Der Widerschein des Mondes schimmerte. Er nahm ab, war nicht so mächtig wie der Vollmond, doch noch immer gut zum Wahrsagen. Weißes Licht erfüllte den Kreis, der vom Kübelrand beschrieben wurde, dann

wurde das Wasser ganz still und warf ein vollkommenes Abbild von Teias Gesicht zurück.

*Zeig es mir.*

Das Bild erzitterte und wurde wieder klar. Es war noch immer ihr Gesicht, doch jetzt war es von einem grauen Wolkenhimmel umgeben. Ihre Wangen waren blutverschmiert, ihr Haar ein Gewirr nasser dunkler Locken, ihre Augen so matt wie die eines toten Vogels.

Diese Vision erschreckte sie immer wieder, egal wie oft Teia sie sah, denn sie deutete auf eine Zukunft hin, die sich keine Frau wünschen konnte. Sie packte den Rand des Kübels, holte tief Luft und machte sich für das nächste Bild bereit, falls es wieder die schwarze Kriegerin sein sollte.

*Zeig es mir.*

Das Bild wurde zu dem eines Jungen. Er hatte dunkle Haare, blaue Augen und starrte sie aus dem Wasser heraus ernst an, während die Hände einer Frau auf seinen Schultern ruhten. Schützend oder stolz? Sie wusste es nicht. Sein kantiges, offenes Gesicht und der stämmige Körperbau ließen keinen Zweifel daran, von welcher Abstammung er war, auch wenn um seinen Hals kein Gold geglitzert hätte.

*Zeig es mir.*

Diesmal schaute sie von einem höher gelegenen Punkt hinunter auf bewaldete Berghänge und eine wellige Ebene, die von hellen Wasserläufen durchzogen wurde. Die Landschaft glich der Ebene südlich des Lagers in der Nähe des An-Archen, aber es war kein Anblick, den sie während der Winter, die sie bisher dort verbracht hatte, je gesehen hatte. Außerdem schien Sommer oder zumindest Frühling zu sein, denn die Sonne schien, und im Gras wuchsen Blumen. Weit in der Ferne, beinahe am Rande ihres Blickfeldes, schritten ameisengleiche Gestalten davon.

»Was machst du da, mein Kind?«

Ytha! Die Sprecherin befand sich dicht hinter ihr; sie war so

leise wie eine Jägerin durch das Gras geschlichen. Teia ließ die Musik los, fuhr mit den Fingern ins Wasser, damit ihr Bild zerstört wurde, und sprang auf die Beine.

»N... nichts, Sprecherin! Ich habe bloß Wasser g... geholt ...« Sie bemerkte, dass sie stotterte, und holte tief Luft. Dabei presste sie die Hand auf die Brust, als ob sie dadurch ihr rasendes Herz beruhigen könnte. »Ich hatte einen Tagtraum.«

»Es tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe«, sagte Ytha freundlich. »Für einen Augenblick hatte ich geglaubt, ich hätte jemanden beim Wahrsagen gesehen.«

»Beim Wahrsagen?« Teias Herz schien sich wie ein gefangener Vogel gegen die Rippen zu werfen. Hatte die Sprecherin es bemerkt? »Nein, ganz und gar nicht. Ich weiß nicht einmal, wie das geht.«

»Natürlich nicht. Denn wenn du die Gabe hättest, würdest du damit zu mir kommen, nicht wahr?«

Ytha trat näher an sie heran und machte eine rasche Handbewegung. Eine Kugel aus kaltem blauen Licht erschien und glitt über Teias Schulter. Obwohl sie die Lichter der Sprecherin schon kannte, war das plötzliche Erscheinen der Kugel so nahe vor ihrem Gesicht sehr beunruhigend. Das Licht gab keine Wärme ab, aber Teia spürte es wie Nesseln, und ihre Haut schrie danach, gekratzt zu werden. Vielleicht aber war dafür nur der forschende Blick der Sprecherin verantwortlich. Nachdem Teia ein halbes Jahr lang versucht hatte, ihren Blicken auszuweichen, benötigte sie nun all ihren Mut, um ihm standzuhalten.

»Du bist wirklich ein hübsches Ding.« Ytha berührte Teias Wange und drehte ihr Kinn ins Licht. »Du kannst dich glücklich schätzen, dass du mit einer so guten Haut gesegnet wurdest, meine Liebe. Und mit so hübschen Augen.« Sie wies auf die verfilzten Strähnen, die Teia über die Schultern hingen. »Deine Haare hingegen sehen traurig aus, aber das bekommen wir wieder hin. Zeig mir deine Hände.«

Teia streckte sie aus. Ytha ergriff sie, drehte sie langsam um, fuhr mit den Daumen über die rissige Haut und nickte mitfühlend. »Komm mit mir, Kind. Dagegen können wir etwas unternehmen.«

»Aber der Abwasch!«, wandte Teia ein. »Ich bin noch nicht fertig damit.«

»Ich habe schon mit deiner Mutter und deinen Schwestern gesprochen«, versicherte Ytha ihr mit einem Lächeln. »Andere werden sich darum kümmern. Bring ihnen das Wasser, und komm anschließend in mein Zelt. Aber lass dir nicht zu viel Zeit. Ich warte auf dich.«

Damit ging die Sprecherin durch das hohe Gras zurück zum Lager. Verblüfft folgte Teia ihr, die beiden schweren Kübel in den Händen.

Am Feuer ihrer Familie war ihre Mutter nirgendwo zu sehen, und das Zelt war leer. Sie ließ die Kübel beim Herd stehen, nahm den Kessel vom Feuer, damit das kochende Wasser nicht völlig verdampfte, und machte sich auf den Weg durch das Lager.

Ythas Zelt stand wie das des Häuptlings ein wenig abseits von den anderen. Fackeln flankierten den Eingang, und im Innern glomm Licht. Teia holte mehrmals tief Luft, beruhigte sich und kratzte an der Zeltklappe.

»Herein«, sagte Ytha, und sie duckte sich und trat ein.

Unter den jungen Mädchen gab es viele Mutmaßungen, wie es im Zelt der Sprecherin wohl aussehen mochte. Nun stellte sich heraus, dass die meisten dieser Mutmaßungen falsch waren. Es gab keine unheimlichen Tiere in Käfigen, keine stinkenden Räuchergefäße, keine seltsamen Totems aus Federn und Knochen. Teppiche dienten als Wandbehänge, trennten als Vorhang den Schlafbereich ab und bedeckten den Boden, auf dem reich geschnitzte Truhen standen und viele Kissen lagen. Teia verspürte einen kleinen Stich vor Enttäuschung; es war genauso wie im Zelt ihrer eigenen Familie.

Doch als sie weiter hineinging, erkannte sie, dass die auf den Teppichen dargestellten Szenen Vögel und Tiere zeigten, die sie nicht kannte, und die Farben der Wolle waren sogar noch kräftiger als in Drws Zelt. Das Licht kam von einer seltsamen Lampe, die am Mittelpfosten des Zelttes hing. Statt einer Tonlampe mit einem schwimmenden Docht oder Drws Silberlampen war dies ein Kasten mit Boden und Kanten aus einem gelben Metall, der die Flamme einschloss und glatte Seiten hatte, die wie eine dünne Eisschicht auf einem winterlichen Teich wirkten.

Teia drehte sich langsam um und betrachtete neugierig ihre Umgebung. Plötzlich wirkte das Zelt gar nicht mehr so gewöhnlich.

Ytha schob den Vorhang zur Seite und trat aus ihrem privaten Bereich hervor. Teia fuhr zusammen. Die Sprecherin hatte ihren Polarfuchspelz abgelegt und trug ein glattes rostbraunes Kleid, das von einem kostbaren Fischschuppengürtel gehalten wurde. Ihr dichtes Haar war mit einem Riemen zusammengebunden. Sie lächelte.

»Anscheinend habe ich dich schon wieder erschreckt.« Sie hielt den Vorhang auf. »Komm herein.«

Die innere Kammer des Zelttes glich in ihrer Ausstattung der äußeren, abgesehen von dem Schlaflager mit seinen Fellen und einer großen Schüssel mit dampfend heißem Wasser auf dem Boden. Teia betrachtete sie unsicher. »Sprecherin?«

Ytha drehte sich halb um; über ihrem Arm lag ein gefaltetes Handtuch. »Ja, mein Kind?«

»Warum bin ich hier?«

»Der Häuptling hat sein Interesse an dir bekundet. Er hat darum gebeten, dass du mit ihm zu Abend isst. Ich will dir helfen, dich vorzubereiten.«

Teia wäre fast das Herz stehen geblieben. Als Drw sie vor zwei Jahreszeiten zu sich geholt hatte, war es ganz anders gewesen. Der alte Häuptling hatte sie persönlich angesprochen. Sie hatte

sich sehr geehrt gefühlt, weil er sogar ihren Namen kannte, und war vor Stolz beinahe geplatzt. Sogar ihr Vater hatte gelächelt. Doch nun nahm Ytha die Sache in die Hand, und das beunruhigte sie.

»Komm schon, Kind. Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit.« Ytha gab ihr das Handtuch und ein Tablett mit Seife. »Wasch dich, während ich dir etwas zum Anziehen hole.«

Teia holte tief Luft. Wenn der Häuptling nach ihr gefragt und die Sprecherin zugestimmt hatte, konnte sie sich kaum verweigern. Also zog sie sich aus, während Ytha auf beinahe mütterliche Weise im Zelt herumsuchte, legte ihre Kleidung sorgfältig zusammen und kniete sich neben die Waschschüssel.

Die Seife war viel feiner als die aus Elchfett, an die sie gewöhnt war, und sie schäumte rasch. Teia zerrieb den Schaum zwischen den Fingern, hielt sie sich an die Nase und atmete den süßen Duft einer Blume ein, die sie nicht kannte. Kam diese Seife etwa aus dem Süden, jenseits der Berge? Manchmal reisten Händler durch das Archengebirge zu den großen Märkten und brachten Gewürze und hübsche Dinge von weither mit, doch selbst bei ihnen hatte Teia nie etwas Vergleichbares gesehen.

Als ob sie Teias Gedanken gehört hätte, steckte Ytha den Kopf wieder in das innere Gemach. »Du brauchst nicht damit zu knausern; es ist noch genug da.«

Also seifte sich Teia ein und war erstaunt, als Ytha ihr frisches Wasser zum Abspülen brachte. Danach rieb sie sich mit dem Handtuch trocken. Die Sprecherin setzte sie auf einen Schemel, gab ihr eine kleine Tonflasche und befahl ihr, sich mit dem Inhalt Hände, Füße, Knie und Ellbogen einzureiben. Während Teia dies tat, entwirrte Ytha ihr mit einem Kamm aus Walbein die verfilzten Haare und legte ihr danach ein langes Unterhemd aus feinem Batist sowie ein Kleid aus blauer Wolle an. Teia befühlte die Kleidung. Der Wollstoff war beinahe so fein und geschmeidig wie das Unterhemd und so hell wie der Schwanz eines Blaufalken. Dieser

Stoff kam wohl genauso aus fernen Ländern wie Ythas Wandbehänge. Plötzlich wusste sie, warum sie so eingekleidet wurde.

Die Sprecherin hielt ihr einen Bronzespiegel vor, damit Teia sich betrachten konnte. Sie war wie verwandelt. Das Kleid passte ihr vollkommen, betonte ihre hübschen Hüften und die runden Brüste. Ihre ungebärdige Mähne glich nicht mehr einem Vogelneest, sondern wies schimmernde Wellen auf. Die dickflüssige Salbe aus dem Fläschchen hatte ihren Händen die Röte genommen und die Haut geglättet, und nun war es schwer zu glauben, dass sie den größten Teil des Abends bis zu den Ellbogen im Spülwasser verbracht hatte.

»Ich glaube, jetzt bist du bereit für den Häuptling«, sagte Ytha und legte den Spiegel beiseite. »Bist du so weit?«

War sie es? »Ich weiß nicht. Ich glaube, ja.«

Verärgerung blitzte im Gesicht der Sprecherin auf und war so rasch wieder verschwunden, dass Teia nicht sicher war, ob sie sich geirrt hatte. Doch an ihrem Innern nagte der Wurm der Furcht.

»Der Häuptling bittet dich, mit ihm zu Abend zu essen. Du wirst bei ihm bleiben, solange er es wünscht. Vielleicht verlangt er von dir, für ihn zu tanzen oder zu singen, falls deine Stimme angenehm genug ist. Er wird dir sagen, was er von dir erwartet.« Ytha betrachtete sie mit festem Blick. »Denk daran, mein Kind, es ist eine große Ehre für dich und deine Familie. Es könnte eine wunderbare Gelegenheit für dich sein, deine Stellung zu verbessern. Wenn du ihm gefällst, erhältst du vielleicht eine Belohnung. Wenn nicht, könnte es hart für dich werden.«

Teia faltete die Hände und nickte. »Ich verstehe, Sprecherin.«

»Dessen bin ich mir sicher. Schließlich hatte dich bereits Drw zur Gefährtin erwählt, nicht wahr?« Wieder nickte Teia. Ytha legte ihr die Hand auf die Schulter. »Halte dich gerade, mein Kind. Ein gekrümmter Rücken ist unschön. Bist du jetzt fertig?«

Teia bemühte sich, die Schultern zu recken, und beschloss, dass sie bereit war. Es würde schließlich nichts ändern, wenn sie es

nicht wäre. Der Häuptling war nun einmal der Häuptling, auch wenn er nicht wie sein Vater war. »Ich bin fertig.«

»Dann komm mit mir.«

Ytha führte sie quer durch das Lager zum Zelt des Häuptlings. Das neue Kleid hatte den erwünschten Effekt. Jeder Mann, der noch nicht allzu betrunken war, blickte hinter Teia her. Manche riefen anerkennende Bemerkungen oder Angebote, die ihr eine heftige Röte auf die Wangen zauberten. Die Sprecherin indes lächelte unnahbar und beachtete die anderen nicht.

Ytha betrat das Zelt des Häuptlings, und Teia musste draußen bei den beiden Wachen warten. Die Krieger bemühten sich nicht, ihr Interesse an Teia zu verbergen. Ihre Blicke wanderten hungrig über den Körper der jungen Frau und schienen jeden Umriss unter dem neuen Kleid nachzuzeichnen. Mit brennenden Wangen richtete sie den Blick starr auf die Zeltklappe. Bei Macha, warum gaben sie ihr nicht einfach einen Klaps auf den Hintern und regten sich wieder ab?

Nach einigen Augenblicken kam Ytha wieder aus dem Zelt und winkte Teia zu sich.

»Denk daran«, sagte sie und legte Teia die Hand auf die Schulter, »dass du alles tust, worum man dich bittet. Dann wird für dich und deine Familie alles gut werden. Wenn du dem Häuptling gefällst, kann dein Vater ein reicher Mann werden und deinem zukünftigen Gemahl eine große Mitgift geben, die ihn für deine verlorene Unschuld entschädigt. Das ist doch eine angenehmere Aussicht als der Heiratsmarkt, oder?«

Teia verspürte einen plötzlichen Stich angesichts der Erniedrigung und nickte.

»Ja, mein Kind, ich weiß, dass es wehtut, aber eine Frau, die nicht im Zustand der Unschuld ins Ehebett steigt, muss nun einmal auf den Heiratsmarkt gehen. Das ist die Art der Clans, und so ist es schon immer gewesen.« Sie drückte Teias Schulter. »Denke stets daran, was du hier gewinnen kannst.«

»Das werde ich. Danke, Sprecherin.«

Ytha lächelte, nickte kurz und hielt ihr die Zeltklappe auf. Teia ging hinein und trat vor ihren Häuptling.

Er teilte nicht den Geschmack seines Vaters. Verschwunden waren die einfachen gewebten Wollteppiche mit den traditionellen Mustern des Clans. Der Boden war mit dicken Fellen bedeckt, und es fanden sich hier fast genauso viele Kissen wie im Zelt der Sprecherin, dazu dunkelrote Wandbehänge. Alles, was von Drw übrig geblieben war, waren die silbernen Öllampen, die an den Zeltpfosten hingen. Ihre gelben Flammen tanzten über die Rüstung aus Leder und Bronze, die neben dem Eingang lag und an der das Häuptlingsschwert lehnte, damit niemand vergaß, wem dieses Zelt gehörte.

Drwyn lag zurückgelehnt auf einem Kissen in der Mitte des Zeltes. Sein Hemd war aufgeschnürt, und er hatte die muskulösen Beine an den Knöcheln übereinandergeschlagen. Er war ungefähr so groß und breit wie Drw und hatte die markanten Gesichtszüge und die beinahe schwarzen Augen seines Vaters. Er trug sogar den gleichen kurz geschorenen Bart, der seinen Mund einrahmte. Ein großer goldener Ohrring glitzerte zwischen seinem dichten Haar auf.

»Sei willkommen, Teia.« Er deutete auf die Kissen neben sich.  
»Bitte setz dich zu mir.«

»Mein Häuptling.«

Teia senkte sittsam den Blick, ließ sich auf einem der Kissen nieder und ergriff den Pokal mit Wein, den er ihr reichte. Sie nahm einen Schluck, um sich Mut anzutrinken, und hätte beinahe husten müssen, als das saure Zeug in ihrer Kehle kratzte.

»Möchtest du etwas zu essen haben?« Drwyn deutete auf eine Schale mit erlesenen Köstlichkeiten.

Bei dem pikanten Geruch drehte sich ihr fast der Magen um, aber sie wagte es nicht, sein Angebot abzulehnen. »Ihr seid sehr freundlich.«

Er füllte einen Teller für sie, wobei seine großen Hände ungeschickt mit der Gabel umgingen, und gab ihn ihr. Sie nahm ihn und war entsetzt, wie viel er ihr aufgefüllt hatte. Teia kostete von allem, aber ihr Mund war so trocken, dass sie noch mehr Wein brauchte, um Brot und Fleisch hinunterzuspülen. Währenddessen beobachtete Drwyn sie. Seine Augen wanderten über die Rundungen ihres Körpers und blieben an den Brüsten und schließlich an den Schenkeln hängen. Sein Blick war genauso aufdringlich, wie es eine Berührung gewesen wäre.

Teia gelang es, noch einen Bissen Brot zu nehmen, dann stellte sie den Teller beiseite.

»Schmeckt es dir nicht?«, fragte Drwyn.

»Doch, aber ich bin nicht sehr hungrig.«

»Aha.«

Er beobachtete sie weiter, als sie an ihrem Wein nippte. Teia fühlte sich unwohl. Ihr war zu heiß, und trotz des langen Unterhemdes kratzte das neue Wollkleid, das Ytha ihr gegeben hatte, an den Schenkeln.

Um sich abzulenken, sah sie sich im Zelt um und tat so, als würde sie die Möbel bewundern, aber die Übelkeit wich nicht von ihr. Die dicken Wandbehänge, die die Farbe eines Schlachterkübels hatten, sowie die Felle zu ihren Füßen riefen in ihr das Gefühl hervor, in der Höhle einer Felsenkatze zu sein.

Ein Lichtblitz erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie schaute auf und stellte verblüfft fest, dass ihr eigenes Spiegelbild sie von einem Gegenstand am Zeltpfosten aus ansah. »Was ist das?« Sie deutete darauf.

Sofort sprang Drwyn auf und holte den Gegenstand für sie. »Das ist ein Glasspiegel.«

»So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Der Glasspiegel war nicht größer als ihre Handfläche und befand sich in einem reich verzierten Metallrahmen. Sie starrte ihr eigenes Bild an. Es war viel klarer als in Ythas polierter Bronze.

Sie erkannte die Sommersprossen, die ihre Haut sprenkelten, und die Farbe ihrer Augen – blau wie das Muster in den Schwingen eines Hähers. Sie war blasser, als es in ihrem Clan üblich war, aber sie hatte nicht gewusst, wie blass sie tatsächlich war. Selbst ihr Spiegelbild im Wasser bei einer ihrer Visionen war nicht mit dem hier zu vergleichen.

»Woher stammt das?«

»Ich glaube, aus der Gegend südlich der Berge. Ich habe es unter den Sachen meines Vaters gefunden. Magst du es?«, fragte er. Sie nickte. »Dann behalte es. Es gehört dir.«

Sie drehte sich um und wollte ihm danken. Dabei bemerkte sie, dass er auf den Kissen näher an sie herangerückt war. Der Arm, auf den er sich stützte, befand sich nun hinter ihrem Rücken, und er hatte die freie Hand auf seinen Schenkel gelegt, der nur noch wenige Zoll von dem ihren entfernt war. Obwohl Drwyn kaum eine Handspanne größer war als sie, empfand sie seine stämmige Statur und seine Nähe als einschüchternd. Sie berührte den Spiegel und versuchte sich von dem verschlungenen Zierwerk des Rahmens beeindrucken zu lassen, doch sie wusste genau, was geschehen würde. Sie wusste es, seit Ytha sie in feine neue Kleider gesteckt hatte. Es gab nur einen einzigen Grund, warum der neue Häuptling die Bettgenossin des alten Häuptlings zu sich rief. Er wollte dafür sorgen, dass er einen möglicherweise bereits gezeugten Nachkommen als seinen eigenen ausgeben konnte. Und Drwyn wusste, dass sie es wusste. Dennoch tat ihr Herz vor Schreck einen Sprung, als er ihr den Spiegel wegnahm und ihn beiseitewarf.

»Teia.« Er ergriff ihre Hand. Sein Atem traf heiß auf ihre Wange und roch nach Wein. »Ich verstehe, warum mein Vater dich erwählt hat. Du bist sehr schön.«

Er versuchte ihre Wange zu küssen, aber ihre Haare kamen ihm dazwischen. Also ließ er ihre Hand los und drehte ihr Gesicht zu sich hin. Der Blick seiner dunklen Augen war durch-

dringender denn je. Bevor sie Luft holen konnte, hatte er sie an sich gezogen und seinen Mund auf den Ihren gedrückt. Zuerst versuchte sie den Kopf zurückzuziehen, aber sein Griff war zu fest. Sie schloss die Augen und öffnete den Mund unter dem Druck seiner Zunge.

Sobald er begriffen hatte, dass sie sich fügte, strich seine freie Hand über ihren Körper. Sie saß noch immer still da, als er über ihre Glieder fuhr – wie bei einem Pferd, das er kaufen wollte. Schließlich drückte und knetete er ihre Brüste. Seine Küsse wurden nicht sanfter, sondern noch drängender, als er versuchte, ihr Kleid hochzuschieben. Doch der Rock war zu eng, und Drwyn knurrte vor Enttäuschung.

»Zieh das aus«, sagte er und zerrte ungeduldig an seinem eigenen Hemd. »Zieh es sofort aus!«

Teia biss sich auf die Lippe, kniete sich hin und zog sich das Kleid samt Unterhemd über den Kopf. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Sie konnte weder weglaufen noch kämpfen; dafür war Drwyn zu stark. Trotz des dichten Haars auf Brust und Bauch waren seine Muskeln deutlich zu sehen. Er konnte sie in Stücke reißen, wenn er wollte.

Teias Haare fielen nach vorn und verbargen ihren Busen, doch er schob sie zurück, legte die Hände auf ihre Brüste und saugte gierig an den Brustwarzen. Teia kniff die Augen fest zu. Sein Bart kitzelte auf ihrer zarten Haut wie die Borsten eines Tieres.

Als er sie losließ, öffnete sie die Augen wieder und sah, wie er an den Knöpfen seiner Hose zerrte. Er befreite seine Erektion und umschloss sie mit der Hand, wie ein Krieger seinen Speer packte. Er entblößte die Zähne, als würde er knurren oder grinsen, vergrub die andere Hand in ihrem Haar und drückte ihren Kopf nach unten.

Teia würgte, als sie ihn schmeckte und spürte, wie seine Rute in ihren Mund eindrang. Drwyn stöhnte vor Lust und bemerkte vermutlich nicht, dass sich ihr der Magen bei jedem neuen Stoß

hob. Tränen rannen ihr übers Gesicht. Sie riss den Kopf zurück, obwohl die Schmerzen, da er ihr Haar festhielt, ihr noch mehr Tränen in die Augen trieb.

Drwyn starrte sie an und versetzte ihr unvermittelt eine Ohrfeige. »Schlampe!«

Die Macht seines Schlages warf sie auf die Kissen. Sie schmeckte etwas Salziges. Als sie ihren Mund berührte, war ihre Hand sogleich rot.

Drwyn sprang auf sie zu, packte sie an den Armen und warf sie auf Hände und Knie. Dann war er hinter ihr und kniete sich zwischen ihre Beine. Mit der einen Hand ergriff er wieder ihre Haare und wickelte sie sich um die Faust. Sie schrie auf und wurde mit einem weiteren Schlag bestraft, diesmal auf den Hintern. Der plötzliche Schmerz trieb ihr die Luft aus der Lunge. Das schien ihn zu erregen, denn er schlug erneut zu, rechts und links gegen ihren Leib. Sie zuckte zusammen, unterdrückte aber ihre Schreie, denn sie wusste, dass er nur noch härter zuschlagen würde, wenn sie ihren Schmerz zeigte.

Gierige Finger fuhrten zwischen ihre Schenkel, gefolgt von seinem dicken Glied. Er packte sie an den Hüften und drückte sie heftig gegen sich. Teia kreischte auf, doch wenigstens hatte er nun ihre Haare losgelassen. Sie wurde von seinem Gewicht mit dem Gesicht in die Kissen gepresst, und jeder Atemzug war ein Kampf. Drwyns Finger quetschten ihre Hüfte, und seine dichte Körperbehaarung schabte rau auf ihrer Haut. Jeder Stoß seines Beckens versetzte ihrem Innern einen schmerzhaften Stich.

Teia schloss die Augen und biss die Zähne zusammen. So Macha wollte, war es bald vorbei. Das Keuchen und Wogen würde enden, wenn sie es nur noch ein wenig länger aushielte. Seine Bewegungen wurden schneller. Seine Zähne bohrten sich in ihre Schulter, und sie biss in das Kissen unter ihrem Gesicht, um nicht laut aufzuschreien. Jetzt musste es bald so weit sein. Sie hörte ein hartes Keuchen und noch härtere Worte, die zu einem Triumph-

geheul wurden, als er fest gegen ihren Hintern stieß. Sein Atem strich an ihrem Ohr vorbei, dann rollte er von ihr herunter.

Langsam zog Teia die Beine an und hielt das Gesicht hinter den Haaren verborgen, während sie sich auf die Seite drehte. Sie bemühte sich, nicht laut aufzuschreien; ihre Schulter stand in Flammen. Sie sah ihn durch ihre Haare hindurch an. Seine Brust hob und senkte sich heftig; der offene Mund war vor Befriedigung zu einem breiten Grinsen verzogen. Sie roch Schweiß, sauren Wein und musste verbittert erkennen, dass sein Körper zwar Drws Körper glich, die Ähnlichkeit jedoch damit endete.

Irgendwann gegen Morgen nahm Drw sie erneut und mit genauso wenig Zärtlichkeit wie beim ersten Mal, bevor er zufrieden einschlief. Teia starrte zur Zeltdecke empor. Sie war so erschöpft, dass sie nicht einmal mehr weinen konnte. Nach einer Weile schlummerte auch sie ein, doch sein Schnarchen weckte sie bald wieder. Draußen sangen bereits die Vögel, und blasses Licht fiel von der Zeltklappe her auf den Boden.

Sie setzte sich auf und strich sich das zerzauste Haar aus dem Gesicht. Zwischen den Beinen war sie schrecklich wund, aber als sie sich dort mit der Hand berührte, fand sie kein Blut, sondern nur Drwyns klebrigen Saft. Sie sah hinüber zu ihm. Er lag mit schlaffem Mund auf den Kissen und schlief noch, Macha sei Dank.

Langsam glitt sie unter den Decken hervor und erhob sich. Zuerst weigerten sich ihre Beine, sie zu tragen, und beinahe wäre sie gefallen. Sie machte sehr kleine Schritte, ging auf ihr Kleid zu, zog es an, rollte das Unterhemd zusammen und fuhr mit den Füßen in die Schuhe. Nach kurzem Zögern schob sie den kleinen Spiegel in das Bündel und spähte nach draußen.

Nichts regte sich im Lager, nur ein paar Hunde stritten um weggeworfene Knochen im Gras. Sogar die Häuptlingswache war verschwunden. Die Sonne stand als blasse Scheibe am austergrauen Himmel; ihr Licht war dünn und farblos wie der Rauch

über dem Aschehaufen, der alles war, was von dem Festfeuer übrig geblieben war, das auf den Überresten des Scheiterhaufens mit dem Leichnam des alten Häuptlings errichtet worden war. Sie dachte an Drw und daran, wie anders ihr Leben mit ihm gewesen war. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die nicht fließen wollten.

Teia trat nach draußen. Für gewöhnlich ging es zu dieser Stunde sehr geschäftig im Lager zu; die Frauen entzündeten Feuer und kneteten den Brotteig, die Männer überprüften ihre Ausrüstung und fütterten die Pferde, bevor sie auf die Jagd gingen. Zweifellos hatten alle die Salbung des neuen Häuptlings so ausgiebig gefeiert, dass sie noch immer zu betrunken waren, um die Köpfe zu heben.

Teia hielt ihr kleines Bündel fest in den Händen und eilte an den zusammengedrängten Zelten vorbei zum Fluss, wo sie am vergangenen Abend Wasser geholt hatte. Sie begab sich ein wenig weiter stromabwärts bis zur nächsten seichten Stelle. Von hier aus war das Lager kaum mehr zu sehen; nur die Spitzen der Zelte ragten über dem hohen Gras auf. Hier war sie gut genug versteckt. Sie hockte sich an das sandige Ufer und nahm den Spiegel heraus.

Ein geisterbleiches Gesicht starrte sie an. Ihre Augen waren rot vom vielen Weinen und eingerahmt von den Schatten der Schlaflosigkeit. Getrocknetes Blut verkrustete die Mundwinkel, und die Unterlippe war geschwollen. Vorsichtig untersuchte sie die Prellung und schürzte die Lippe, um zu sehen, wo sie sich selbst gebissen hatte.

Da bemerkte sie im Spiegel eine weitere Quetschung. Sie schnürte ihr Kleid auf, schob es sich über die Schulter und sah Drwys Zahnabdrücke in ihrem Fleisch. Grün und Blau erfüllten den ganzen Spiegel, und Tränen traten in ihre Augen.

Mochte Macha sie schützen.

Sie senkte den Spiegel, riss sich das Kleid vom Leib und streifte die Schuhe ab. Der Fluss war beißend kalt, aber sie konnte

nicht warten, bis sie Wasser erwärmt hatte. Sie musste Drwyn loswerden, musste die Säfte loswerden, die in ihr klebten.

Sie hockte sich in den Fluss und rieb sich so heftig ab, wie ihr zartes Fleisch es ertragen konnte. Sie schrubbte seinen Schweiß und die Erinnerung an seine Berührung ab; sie schrubbte, bis ihr Körper vor Kälte zitterte und ihre Hände und Füße nichts mehr fühlten. Dann sank sie im Wasser auf die Knie und weinte.

Als sie ins Lager zurückkam, regten sich die Menschen allmählich. Kochfeuer waren entzündet worden, und vor dem Häuptlingszelt standen wieder zwei Wächter. Ihre Gesichter waren grau und verquollen. Teia ging nicht dorthin zurück. Sie begab sich zum Zelt ihrer Eltern, damit sie sich eines ihrer eigenen Kleider anziehen konnte. Dasjenige, das Ytha ihr gegeben hatte, konnte sie gar nicht schnell genug loswerden.

Ihr Vater saß auf einem Schemel neben dem Eingang und reparierte ein Zaumzeug. Er war ein schlanker, drahtiger Mann, der so zäh wie ein Lederriemen war, und hatte grau meliertes, zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar. Sein langer Schnauzbart hing zu beiden Seiten der dünnen Lippen herunter.

Als Teias Schatten auf seine Arbeit fiel, hielt er inne, schaute aber nicht auf.

»Vater?«

»Teia«, sagte er. Seine Stimme war ausdruckslos. Er drehte sich auf seinem Schemel der Sonne entgegen und fuhr mit seiner Arbeit fort. Seine braunen, schwieligen Hände gingen sehr geschickt mit dem steifen Leder um.

Sie wartete darauf, dass er noch etwas sagte und ihr versicherte, dass sie noch seine Tochter war, aber es kam nichts. Das Clangesetz stand zwischen ihnen wie eine Wand aus Eis, die unmöglich zu überwinden war. Von nun an existierte sie nicht mehr, bis sie eine Hochzeitstätowierung trug.

Zu Drws Zeiten war er nie so formell gewesen. Drw hatte sich

um das Gesetz wenig geschert, Teir auf die Schulter geklopft, eine Flasche *Uisca* für seinen alten Freund bringen lassen und auf die althergebrachte Art und Weise über einem Becher Wasser um sie angehalten. Er und Teir hatten den Handel abgeschlossen, bevor der Becher geleert war, ohne dass die Sprecherin Anteil daran gehabt hätte. Jetzt hingegen war alles anders.

So würde es also von nun an sein. Schluchzer stiegen in ihrer Brust wie Wolken auf, die immer schwerer und dunkler wurden, doch niemals abregnen würden. Sie ging an ihrem Vater vorbei ins Zelt. Zu ihrer Erleichterung war es leer. Sie zog sich aus und warf das verhasste blaue Wollkleid sowie das zerknitterte Unterhemd in eine Ecke, wo sie beides nicht mehr sehen musste. Sie wollte den modischen Spiegel hinterherwerfen, doch sie zögerte und befühlte den reich verzierten Rahmen. Drwyn hatte ihn ihr geschenkt, aber er hatte eigentlich Drw gehört, und es war tröstlich, etwas von Drw zu besitzen. Sie holte ein sauberes Hemd und eins ihrer eigenen vertrauten Kleider aus der Wäschetruhe hervor, dann versteckte sie den Spiegel ganz unten zwischen den Winterstrümpfen.

Sie hatte sich gerade das Kleid über den Kopf gezogen, als sie hörte, wie jemand hinter ihr hereinkam. Sie drehte sich um und stellte fest, dass ihre Mutter vor der Zeltklappe stand.

»Teia!«, rief Ana aus, und ein Lächeln legte sich auf ihr rosiges Gesicht. Sie streckte die Arme aus, und zögerlich ging Teia zu ihr. Als das Licht vom Eingang auf ihr Gesicht schien, fiel die freudige Miene ihrer Mutter in sich zusammen wie ein angestochener Windbeutel. »Bei Machas Ohren, was ist denn mit dir passiert, mein Kind?«

»Hat dir die Sprecherin nicht gesagt, wo ich in der letzten Nacht gewesen bin?« Ihre Stimme klang gepresst, als ob ein großes Gewicht auf ihrem Brustkorb läge.

»Doch, natürlich, aber ...«

»Er hat mir wehgetan, Mama.« Teia holte tief Luft und zupfte ihr Kleid zurecht.

Ihre Mutter stieß einen spitzen Schrei aus, hielt sich die Hand vor den Mund, und ihre schwarzen Augen weiteten sich. »O Teisha«, keuchte sie. Sie lief zur Zeltklappe und riss sie auf. »Teir! Teir, komm her!«

Teias Vater humpelte herein, das halbfertige Zaumzeug in der Hand.

»Sieh sie dir bloß einmal an!« Ana ergriff Teias Arme und zog sie weiter ins Licht. »Sieh nur, was er mit ihr gemacht hat!«

Die Miene ihres Vaters war ausdruckslos. »Er ist der Häuptling, Ana.«

»Das gibt ihm aber nicht das Recht, unsere Tochter wie ein Tier zu behandeln!«

»Und wie soll ich ihn daran hindern?«, wollte Teir barsch wissen. »Soll ich etwa zu ihm gehen und ihn zum Kampf herausfordern? Er ist der *Häuptling*! Er wird mich den Wölfen überantworten, Frau!«

»Bedeutet sie dir wirklich so wenig?«, beharrte Ana. »Ich habe dir gesagt, ich will nicht, dass sie zu ihm geht. Ich habe gewusst, dass so etwas passieren würde! Er ist nicht wie sein Vater, Teir, ganz und gar nicht!«

»Mama, bitte.« Teia versuchte, die Hände ihrer Mutter abzuschütteln und sich ihr zu entziehen, dem Sturm der erhobenen Stimmen zu entkommen.

»Drw war mein Freund. Ich habe ihm vertraut, und ich habe ihm freudig gedient, bis ich es nicht mehr konnte.« Ein Muskel zuckte an Teirs Kiefer, und er wandte den Blick ab. »Ich schulde es seinem Angedenken, dass ich nun seinem Sohn diene.«

»Sogar noch nach dieser Sache? Sie ist doch keine Satteldecke, die man behandeln kann wie ...«

»Sei still!«, fuhr Teir sie an. Er warf das Zaumzeug beiseite und zeigte mit dem Finger auf Ana. Sie wich zurück, als ob er einen Speer gegen sie gerichtet hätte, und zog Teia mit sich. »Ich habe genug gehört, Frau. Ich habe der Sprecherin mein Wort gegeben,



Elspeth Cooper

## **Die wilde Jagd**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 592 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-52802-4

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2013

Nur wer das Geheimnis der Magie ergündet, kann das Böse besiegen ...

Der geheimnisvolle Schleier, der die Welt vor den Dämonen schützt, ist im Schwinden begriffen. Allein der Magier Gair und die Wächter des Schleiers vermögen dem Angriff des Bösen Einhalt zu gebieten. Als sich jenseits der Berge, im kalten Norden, eine dunkle Macht erhebt, die noch viel schrecklicher ist als jeder Dämon, sind Gair und seine außerordentliche Gabe die einzige Hoffnung, die den Menschen noch bleibt. Doch Gair ist gezeichnet von der Trauer um seine große Liebe Aysha, die dem Wüten der Dämonen zum Opfer fiel, und ausgerechnet in der Stunde der größten Not drohen ihn seine Kräfte zu verlassen ...



**Der Titel im Katalog**